

Die Geister, die ich rief

Zur Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl vor 20 Jahren

»O Herr, die Not ist groß!« endet Goethes Gedicht vom Zauberlehrling, »Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht wieder los.« War dieser Seufzer vielleicht auch auf den Lippen der Verantwortlichen gewesen, die am 26. April 1986 in Tschernobyl am Steuerpult des Großreaktors saßen, als ihnen die Kontrolle über den Atommeiler entglitt und der Block 4 des Kernkraftwerks explodierte und eine Wolke radioaktiver Teilchen in die Atmosphäre schleuderte!?

Nach offiziellen Angaben starben damals 200 Menschen infolge freigesetzter Radioaktivität, jedoch dürften es inoffiziell Hunderttausende gewesen sein, die infolge des radioaktiven Niederschlags in der folgenden Zeit starben oder geschädigt wurden. 135 000 Bewohner mussten aus der 30-Kilometer-Zone um den Reaktor umgesiedelt werden. Rund 25 000 Quadratkilometer des Landes waren verseucht. Weite Teile Europas (wie Finnland, Schweden, Polen und Rumänien) wurden in Mitleidenschaft gezogen. Und bis heute gibt es noch Missbildungen an Neugeborenen.

Nach dem folgenschwersten »GAU« (dem »Größten Anzunehmenden Unfall«) hätte man annehmen müssen, dass die Regierungen der hochtechnisierten Länder ein Umdenken in ihrer Energiepolitik bewirkt hätten. Aber nur schleppend

langsam kam es zu entsprechenden Entscheidungen, wie bei der rot-grünen Koalition in Berlin, die einen Ausstieg aus der Kernenergie bis 2020 beschloss. Doch in der jetzigen neuen Regierung melden sich schon wieder Stimmen, die einen »Ausstieg vom Ausstieg« in Erwägung ziehen. »Wie sollen wir sonst die

steigende Nachfrage nach Energie befriedigen und unsere Abhängigkeit vom Ausland abbauen?«, fragen sie.

»Die Reaktoren der neuen Generation sind sicherer als je zuvor« lautet die Beruhigung vor weiteren Katastrophen. Doch können die hoch qualifizierten Fachleute uns

auch vor menschlicher Fehlbarkeit und Versagen schützen oder vor mangelnden Sicherheitsvorkehrungen neuhinzukommender Kernenergie-Produzenten? Ist das Beispiel der nur äußerst langsam abbauenden Radioaktivität von Tschernobyl nicht überzeugend genug, dass die Spaltung von Atomkernen in der Hand des Menschen nach wie vor einer »Hexenküche« gleicht wie in Goethes »Zauberlehrling«? Auch jetzt ist der Block 4 in Tschernobyl noch immer nicht »begraben«, obwohl sein Schutzmantel inzwischen »Sarkophag« genannt wird. Die Sicherheit erfordert einen weiteren »Sargdeckel«. Und in Osteuropa sind immer noch Kernkraftwerke der gleichen Bauart in Betrieb.

Peter Lange



BIBELWORTE – NÄHER BETRACHTET

Die Heilung eines Blinden

Sie brachten ihm einen Blinden und baten ihn, er möge ihn anrühren. Und er nahm die Hand des Blinden, führte ihn aus dem Dorf hinaus, tat Speichel auf seine Augen, legte ihm die Hände auf und fragte ihn: »Siehst du etwas?« Dieser blickte scharf hin und wurde wiederhergestellt und sah alles ganz deutlich.» (Markus-Evangelium 8,22-26)

Das Neue Testament kennt eine ganze Anzahl von Heilungen, die Jesus an Kranken vollzieht. Dabei sind es nicht nur physische Leiden, sondern auch psychische. Bei einer ersten Gruppe geht es um die Heilung und Genesung rein körperlicher Erkrankungen, während es aber in der zweiten um viel mehr geht, sind diese Bilder von Tauben, Stummen und Blinden doch sehr doppeldeutig. Das sehen wir an der Einbettung der Heilungsgeschichten in ihren Zusammenhang: Lahme erhalten die Fähigkeit, wieder zu gehen, Stumme gewinnen ihre Sprache wieder, Taube können wieder hören und psychisch Kranke werden von ihrer »Besessenheit« befreit.

Jesus wird ein Blinder gebracht, den er an der Hand nimmt. Damit wird das erste Zeichen einer Führung, physisch und psychisch, ausgedrückt. Der Blinde vertraut sich Jesus an, obwohl er ihn bis dahin, wenn überhaupt, nur vom Hörensagen kennen kann. Dann beginnt der Behandlungsvorgang: Jesus berührt die Augen des Blinden, wobei er dazu Speichel als Wirkungspräparat benützt. Speichel, säurehaltige Flüssigkeit, bedeutet, dass vor einer heilenden Handlung eine Reinigung vorausgehen muss, innerlich und äußerlich. Das Besondere an diesem Bericht ist die Tatsache, dass die Behandlung zweimal vorgenommen werden muss, bevor der Blinde wirklich und deutlich sehen kann.

Mit der notwendigerweise wiederholten Handlung verdeutlicht der Bericht das eigentliche Anliegen des Evangelisten, liegt er doch zwischen dem hartnäckigen Unverständnis der Jünger – also einer Blindheit der Jünger gegenüber dem Wirken Jesu – und dem überraschenden Bekenntnis des Petrus. Der Bericht macht im Bild der Heilung von Blindheit deutlich, dass nur durch Gottes Wunder Blinde zu Sehenden werden können, Lahme zu Gehenden und Taube zu Hörenden. Das macht auch deutlich, warum am Ende Jesus zu dem Geheilten sagt, er solle gleich in sein Haus gehen und niemandem im Dorf davon erzählen. Jesus möchte nicht selbst ein Wundertäter sein und nicht als Wundertäter missverstanden werden. Ihm geht es um das rechte Hören und Verstehen seiner Botschaft.

Wolfgang Blaich

»Chronicle of a Utopia«

Eretz-Israel-Museum Tel-Aviv zeigt Ausstellung über die Templer

Kurz vor Antritt unserer Friedhofsreise erhielten wir per E-Mail eine Einladung für den 22. März zur Eröffnung der schon lange geplanten Ausstellung. Prof. Haim Goren überreichte uns dann die offizielle – mit dem originellen Bild des frühe-

nem hellen, modernen Neubau die Ausstellung präsentiert wurde.

Der Besuch wurde zu einem wirklichen Ereignis. Ich weiß nicht, ob jemand dort mit einer so überwältigend großen Besucherzahl gerechnet hatte – für uns war dieses Interesse an der Ausstellung unglaublich.

Zunächst war Zeit vorhanden, die sehr ansprechend präsentierten Exponate zu betrachten, ehe dann die Eröffnungs-Ansprachen gehalten wurden. Die Räumlichkeiten füllten sich mehr und mehr mit Menschen und wurden für uns zum grandiosen Treffpunkt mit all denen, die an der Templergeschichte Interesse haben – sei es nun als Wissenschaftler oder privat – und mit denen wir schon seit längerem

Helmut Glenk (links) im Gespräch mit Dr. Naftali Thalmann (Mi.) und Tamar Tuchler (re.) vor dem Gemälde Gustav Bauernfeinds aus dem Kaiseralbum (»Sarona«)

ren Fahrradclubs von Sarona auf der Vorderseite –, als wir ihn in Tabgha trafen. Da wir uns vom 20. bis 25. März in Haifa aufhielten, beschloss die Gruppe, zu diesem Ereignis geschlossen nach Tel Aviv zu fahren. Wir verbanden die Fahrt mit einem Besuch bei Dr. Naftali Thalmann, der die ganze Gruppe freundlicherweise zu Kaffee und Kuchen in sein Haus eingeladen hatte. Gemeinsam ging es dann ins Eretz-Israel-Museum, wo in ei-



Lorraine und Helmut Glenk mit Dr. Naftali Thalmann. Im Hintergrund eine Tafel mit Wandbemalungen aus Templerhäusern (Forschungsarbeit von Shay Farkash)

bekannt oder befreundet sind. Aber auch jene lernten wir kennen, die in letzter Zeit durch ihre Arbeit der Erforschung von Aspekten der Templergeschichte oder der Vorbereitung zu dieser Ausstellung mit uns in E-Mail-Kontakt getreten waren. Das israelische Fernsehen, das an einer Produktion über die Templer arbeitet und dessen Team wir bereits auf dem Jerusalemer Friedhof kennen gelernt hatten, filmte unermüdlich. Es wurden Interviews gegeben. Das besondere Interesse galt dabei Helmut Glenk aus Australien, der sich durch sein Buch »From Desert Sands to Golden Oranges« auch in Israel bei den Interessierten an der Templergeschichte einen Namen gemacht hat. Er war zusammen mit seiner Frau Lorraine extra zur Ausstellungseröffnung nach Israel gekommen.

Die Auswahl der Exponate bot einen anschaulichen Überblick über die Geschichte der Templersiedlungen – informativ durch eine Zeittafel, durch Karten, Pläne und vor allem Bilder, alle vergrößert und passend zusammengestellt. Die Bilder kamen aus ganz unterschiedlichen Beständen: aus der »Alex-Carmel- und-Yaron-Perry-Sammlung«, dem »Albert-Blaich-Familienarchiv«, aus dem oben genannten Sarona-Buch und aus diversen Sammlungen, die mittlerweile in Israel entstanden sind. Sie demonstrierten auf lebendige und persönliche Weise das Leben in den Kolonien und in den verschiedenen Gewerbebetrieben, die sich in den Siedlungen etabliert hatten. Aber auch Gegenstände wurden gezeigt, so das Schönschreibheft eines

Gotthilf Ruff, in dem ein Text über Haifa auf Französisch und Arabisch zu lesen war. Die Ausstellung wurde eindrucksvoll von einer Turmuhr dominiert, die samt Uhrwerk im Original aufgebaut war. Sie hatte sich am Giebel des alten Gemeinde- und Schulhauses in Sarona befunden und war im Zuge der Umsetzung aus dem Gebäude ausgebaut worden (das Gemeindehaus und vier Wohnhäuser in der Kaplanstraße sind im vergangenen Jahr um einige Meter zurückversetzt worden, um einer geplanten Straßenverbreiterung Platz zu machen). Doch bevor ich mir alles im Einzelnen anschauen konnte, versammelten sich die Besucher in der Eingangshalle, wo ein Rednerpult aufgebaut war – doch diese fasste nicht im Entferntesten die Masse der Anwesenden, bestimmt 300 Personen. Dicht gedrängt hörte man sich die teils auf Hebräisch, teils auf Englisch gehaltenen Ansprachen des Museumsdirektors, der Kuratorin, der wissenschaftlichen Mitarbeiter, des deutschen Botschafters an. Auch Helmut Glenk wurde ans Pult gebeten, würdigte die Ausstellung und übermittelte Grüße der Templer in Australien.

Auch im Anschluss daran widmeten wir uns noch einige Zeit den Exponaten, bis es Zeit zum Aufbruch wurde. Angehen von der Ausstellung, bewegt von den vielen Gesprächen und überwältigt von dem großen Interesse an der Templergeschichte, kehrten wir nach Haifa zurück. Diesen Abend werden wir alle ganz bestimmt als besonderes Ereignis in Erinnerung behalten. *Karin Klingbeil*

Heutige Meinungen in Israel zur Templer-Geschichte

»Ich bin in der Klinik geboren, die einstmals Ihre Schule (in Sarona) war. Ich habe große Hochachtung vor dem Fleiß und Leistungsvermögen der Templer und bedaure es sehr, dass sie aus Palästina ausgewiesen worden sind. Sie hätten nicht hinter Stacheldraht eingesperrt werden sollen. Grüßen Sie bitte alle Saroner von mir, wo immer sie leben. Ich wünsche Ihnen eines Tages eine Rückkehrmöglichkeit und unterstütze Ihr Recht auf Rückkehr.«

(Uri I. Zackhem in einem E-Mail-Brief 2005 an Helmut Glenk, Melbourne)

»Ich bin ein Bewohner von Haifa und war immer schon begierig zu erfahren, wer die Templer waren. Nach der Lektüre eines Artikels in »Ha'aretz« war ich überrascht, davon zu lesen, wie die jüdischen Siedlern ihren Templer-Vorgängern nacheiferten. Diesen Aspekt unserer Geschichte haben wir in der Schule nicht gelernt. Ich bin etwas traurig darüber, dass die Errungenschaften nicht fortgesetzt werden konnten.« *(Ron Cohen-Seban 2004 an die Leserseite der TSA)*

WOHER TEMPLERFAMILIEN STAMMEN

Der erste Arzt der Templer

Erinnerung an den Templer-Pionier Dr. Gottlob Sandel

Das Ziel unseres sonntäglichen Gemeindefausflugs war die idyllisch über den Rebhängen des Sulmtals liegende Evangelische Tagungsstätte Löwenstein unweit von Weinsberg. Wir wollten dort die Ausstellung »Deutsch gesungen und gebetet – Zur religiösen Kultur der Auslandsdeutschen« besuchen und Näheres über die Siebenbürger Sachsen, die Besarabiendeutschen und die Amischen von Nordamerika erfahren. Eine etwas längere Warte-Pause bot mir die Gelegenheit, unseren Ausflugsteilnehmern ein kurzes Lebensbild des Löwensteiner Arztes Dr. Gottlob Sandel, einer bedeutenden Persönlichkeit der Templergeschichte, zu zeichnen.

Sandel hatte in dem kleinen Städtchen Löwenstein in den fünfziger Jahren des

19. Jahrhunderts eine psychiatrische Praxis betrieben. Von den heute lebenden Sandels erfuhr ich, dass er auch im Besitz der Burg Hornberg bei Gundelsheim gewesen war, die er zu einem psychiatrischen Sanatorium umbauen wollte. Dazu ist es aber wohl nicht gekommen. Über sein Studium in Tübingen und Halle sowie über seinen beruflichen Werdegang bis zur Tätigkeit in Löwenstein ist wenig bekannt. Wir besitzen im TGD-Archiv allerdings ein Dokument, in dem der Vorstand der Königlichen Hebammenschule und Entbindungsanstalt in Würzburg unter dem 12. Mai 1843 bestätigt, »dass Herr Gottlob Sandel aus Schwäb. Hall, Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe ein Collegium privatissimum in Geburtshilfe mit ausge-

*zeichnetem Fleiße, Eifer und Ernste be-
sucht, sich eine vorzügliche Übung in
den geburtshilflichen Operationen und
Untersuchungen erworben und während
mehrerer Monate in der hiesigen Gebär-
anstalt zu meiner vollkommenen Zufrie-
denheit praktiziert hat».*

Gottlob Sandel stammte aus einer alt-
eingesessenen Apotheker-Familie des
Salzsiederstädtchens Schwäbisch Hall.
Schon sein Urgroßvater ist in den Kir-
chenbuch-Einträgen mit der Berufsbe-
zeichnung eines Apothekers gekenn-
zeichnet. In der Löwen-Apotheke in
Schwäbisch Hall befindet sich noch heu-
te ein großer Mörser mit dem Namens-
zug von Johann Peter Sandel, Gottlobs
Großvater. Das Emblem der Löwen-
Apotheke, der Löwenkopf, hat Gottlobs
Sohn, der berühmt gewordenen Bau-
meister von Jerusalem und Bürgermeis-
ter der dortigen Tempelkolonie Theodor
Sandel, durch den Bildhauer Christoph
Paulus jun. in Granitstein über dem Ein-
gang seines Hauses (heute: Emek Re-
phaim Nr. 9) anbringen lassen.

Dr. Gottlob Sandel war schon früh den
Jerusalemsfreunden beigetreten, hatte
weitere berufliche Entwicklungsmöglich-
keiten zurückgestellt und war 1857 auf
den Kirschenhardthof, der ersten Probe-
gemeinde der Templer, übersiedelt, da
dort ein Arzt dringend gebraucht wurde.
Als Nachweis seiner damaligen Tätigkeit
dient uns eine Anzeige in der »Süddeut-
schen Warte«, in der es heißt: »Für die
hiesige Krankenanstalt suchen wir einen
nach Leib und Seele festen und aufopfe-
rungswilligen ledigen Mann als Knecht

*und Wärter. Kirschenhardthof, 19. Nov.
1861. Dr. Sandel, A Graeter».*

Als dann die Auswanderung der Temp-
ler nach Palästina begann, hatte er nicht
lange gezögert und war am 2. August
1869 vom Kirschenhardthof aus mit
Frau und Kindern ins Ungewisse aufge-
brochen (er hatte sich schon 1844 in
Schwäb. Hall mit der aus Lehrensteins-
feld stammenden Karoline Kreh verhei-
ratet; 1845 bzw. 1849 waren dem Ehe-
paar die Söhne Theodor und Friedrich
geschenkt worden, 1851 bzw. 1862 die
Töchter Maria und Elisabeth).

Nur kurze Zeit vor seinem Eintreffen
war in unmittelbarer Nähe der Hafen-
stadt Jaffa durch Christoph Hoffmann
eine Kolonie der Templer gegründet wor-
den. Schon gleich zu Beginn erkannte
man die Notwendigkeit, dort eine Kran-
kenstation einzurichten. Europäische
Ärzte gab es zu jener Zeit in Jaffa noch
nicht. Mit dem Zuzug neuer Tempelmit-
glieder wurde der Wunsch nach einem
den Verhältnissen und bescheidenen
Mitteln der Auswanderer entsprechen-
den Krankenhaus und einem eigenen
Arzt immer dringender.

Bei Gründung der Kolonie konnte man
von dem deutschen Missionar Peter Mar-
tin Metzler, der von seinem Gönner Ba-
ron d'Ustinov zur Verwaltung seiner
Güter nach Russland gerufen worden
war, in der Altstadt von Jaffa mehrere
Gebäude erwerben, darunter auch eine
Krankenstation mit sechs Betten. Man
beauftragte Dr. Gottlob Sandel zur Über-
nahme dieser Station, und er wurde zum
ersten im Lande wohnhaften europäisch

ausgebildeten Arzt. Die »Süddeutsche Warte« berichtete darüber: *»Für die Tempelstation Jaffa ist die Tätigkeit eines Arztes ein wirkliches Bedürfnis, denn schon in den ersten Tagen zeigten sich bei Dr. Sandel über 20 kranke Personen täglich, die ärztliche Hilfe suchten.«*

Schon Ende des Jahres 1869 stellte sich hoher Besuch in seinem Krankenhaus ein: der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm, Sohn Kaiser Wilhelms I., erbat auf seiner Palästina-Reise von Sandel ärztlichen Rat über Verhaltensmaßnahmen in dem subtropischen Klima von Jaffa. Auch war man von Seiten der Siedler auf ärztliche Hilfe dringend angewiesen, da in den Anfangsjahren, besonders bei der Gründung der Kolonie Sarona, viele Templer unter Malaria und anderen Krankheiten zu leiden hatten.

Erst rückblickend kann die epochemachende Bedeutung dieses ersten deutschen ärztlichen Pioniers richtig gewürdigt werden. Dr. Sandel war der eigentliche Gründer des Deutschen Krankenhauses in Jaffa. Er widmete der Krankenheilung und -betreuung nicht nur seine ganze Kraft und sein ganzes Können, sondern auch einen großen Teil seines ansehnlichen Vermögens. So flossen auch die Einnahmen aus seiner ärztlichen Praxis und der von ihm geschaffenen Deutschen Apotheke fast ganz dem von ihm geführten Spital zu.

Mit dem steigenden Bedarf an Krankenbetten wurde eine Verlegung des Krankenhauses in das obere Stockwerk des neu erbauten Hauses von Johann Conrad Breisch erforderlich. Im Jahre

1878 nahm Dr. Sandel dann Dr. Franz Paulus, einen Sohn des Tempelvorstehers Christoph Paulus, in die Leitung des Krankenhauses auf. Diese fähigen deutschen Ärzte versahen nun gemeinsam den ärztlichen Dienst, Sandel bis 3 Tage vor seinem am 29. Mai 1879 erfolgten Tod. Mit ihm wurde der erste Arzt in Jaffa zu Grabe getragen. Er starb schon mit 62 Jahren an der heimtückischen Typhus-Krankheit.

Im Oktober 1879 verlegte Dr. Paulus das Deutsche Spital aus der Mietswohnung des Herrn Breisch in das alte Schulgebäude, das für diesen Zweck geräumt wurde. Der Betrieb konnte darin vergrößert werden, was bei dem Anwachsen der Kolonien eine Notwendigkeit war. Ich selbst habe zu diesem Spital eine ganz persönliche Beziehung, da ich dort bei meiner Geburt das Licht der Welt erblickt habe.

Das Krankenhaus bezog seine Einkünfte außer den Beiträgen der Tempelmitglieder aus einer ärztlichen Ambulanz und einer Apotheke, die etwa ab 1877 unter der fachmännischen Leitung des Apothekers Friedrich Sandel, dem jüngeren Sohn Dr. Sandels, stand.

Peter Lange

Verwendete Quellen:

Sandel, Gottlob David, Lebensbild von Theodor Sandel, 1964, in Familienbesitz, Rubitschung, Otto, Das Deutsche Krankenhaus in Jaffa 1869-1927, Jaffa 1928, später vorgenommene handschriftliche Randbemerkung, Archiv der TGD.

Zu den Nachkommen von Dr. Gottlob Sandel gehören außer Jan Peter Sandel noch unsere Mitglieder Inge Weller und Lore Paulus

Jerusalem im Kreis Esslingen

Die Idee einer Stiftung »Haus Abraham«

Als vor Monaten die Absicht der Evangelischen Landeskirche bekannt wurde, sich wegen finanzieller Notlage von seiner Tagungs- und Begegnungsstätte Kloster Denkendorf zu trennen, kam es zu lautstarken Protestäußerungen: so etwas könne man doch nicht machen, ein solch bedeutungsvoller historischer Ort sei unbedingt erhaltungswürdig, auch wenn er Belastungen mit sich bringe.

Inzwischen taucht für die Befürworter einer Erhaltung neue Hoffnung auf. Vor längerem schon hatten Meinhard Tenné, Ehrenvorstand der Israelitischen Gemeinde in Stuttgart, und Michael Blume sowie Murat Aslanoglu, die Vorsitzenden der Christlich-Islamischen Gesellschaft, den Entschluss gefasst, ein »Haus Abraham« ins Leben zu rufen, eine Begegnungs- und Gesprächsstätte für Christen, Juden und Moslems.

Sie waren der Ansicht, dass Vorurteile unter den Religionen abgebaut werden müssten. Die Menschen müssten erkennen, dass in ihren Religionen mehr Verbindendes als Trennendes enthalten sei und dass nicht Konfrontation, sondern Kommunikation zur Lösung der Probleme in der Welt beitragen würde. Ein Dialog, ein Dreiergespräch gleichwertiger Partner, sei doch am ehesten unter den abrahamitischen Religionen denkbar, denjenigen Religionen also, die sich auf den Urvater Abraham beziehen.

Meinhard Tenné erinnerte an die Lessingsche Ringparabel: Ein Vater besitzt

einen magischen Ring und weiß nicht, welchem seiner drei Söhne, die er gleichermaßen liebt, er den Ring vererben soll. So lässt er zwei Ringe nachmachen und hinterlässt jedem einen. Die Brüder streiten nun, welcher Ring der echte sei. Ein Richter kann die Frage nicht klären und erinnert die Streithähne daran, dass der echte Ring die Eigenschaft besitzt, den Träger unter den Menschen beliebt zu machen. Wenn keiner der Ringe diese Wirkung erzielt, so müsse jeder der Söhne danach trachten, die Liebe aller seiner Mitmenschen zu verdienen. Wenn dies einem von ihnen gelänge, so sei *er* der Träger des echten Ringes. Das »Haus Abraham« sollte von der Idee dieser Parabel beseelt sein.

Folglich müssten wir nun auch alle miteinander Bausteine sammeln zur Errichtung dieses Hauses. Warum sollte »Klein-Jerusalem«, wie Denkendorf einst genannt wurde, nicht Beispiel werden dafür, wie Jerusalem, die heilige Stadt der drei Religionen, einstens einmal aussehen könnte. Deshalb wollen Blume, Aslanoglu und Tenné einen Initiativkreis mit dem Ziel ins Leben rufen, eine Stiftung zu gründen, aus deren Mitteln die neue Begegnungsstätte getragen werden kann. »Wer etwas für die Aussöhnung zwischen den Religionen tun möchte, dem bietet sich in Denkendorf die Gelegenheit dazu« lautet der Aufruf zur Beteiligung an diesem Projekt. *P.L.*
Aus »Stuttgarter Zeitung« vom 6. April 2006